

Hat Familie Zukunft?

Analysen und Perspektiven aus dem deutschsprachigen Raum

Is there a future for the family? Analysis and perspectives in German-speaking area

Abstract:

The number of families is waning; and what is more, they are smaller and smaller, less stable and diversified. Nevertheless, desire for family in young people is extremely high. Politicians and people of the Church emphasize the importance of the family for the future of the society. But, does the family itself have the future? Demographic data seem to speak against it. They prove (1) declining and biographically held off propensity to marry, (2) increasing number of divorce and (3) decreasing number of births. In consequence, they speak about pluralisation of life forms, in addition, family life forms are constantly decreasing compared to non-family forms.

From the point of view of the sociology of the family, multidimensional modernization processes of the past dozens of years constitute a basic attempt to explain these family turning points. Changed courses of women's biographies, who are not focused only on families anymore, completely changed living standards of today's families, and also ways to start a family. The question is whether structural, cultural and individual processes of pluralisation expressed in social transformations in their immediate consequence mean that in future an ordinary family, that is married parents who with their own children live in the same household, will become a borderline case and will be replaced by an unexpected mixture of family and non-family life forms. Some sociologists interpret it in this way and they cannot see that from the individual perspective an ordinary family isn't treated as a borderline case in any way, but it is considered to be a regular case. In this way contemporary family transformations should be treated as a symptom of difficulties that allow to live the family life in the context of contemporary society.

It is a challenge for the integral family policy which in the best manner possible would counteract the "structural ruthlessness" of fashionable social systems so as to find suitable conditions for craving for a family. First of all, there is a need for a new assessment of family benefits and a new division of family functions according to gender. The economic burden for people who undertake the parental responsibility

should be also taken into consideration as a hindrance to a new family and should be overcome.

Success of the family is determined by the external and internal general conditions. Specifically family logic of self-love, which allows both marriage partners and children to discover unempirically a form of humanity, should be shaped and deepened in a responsible way. It is there that the matrimonial and family form of life is deeply rooted, it is what makes the family united and what determines its success. The family is never a system which is shaped by external conditions, but it is shaped from the inside as well.

Key words:

family in its turning point, processes of modernization, family policy, family as a personal life form, family as a social life form.

Die im Titel gestellte Frage ist keineswegs rhetorisch zu verstehen. Bereits einige Jahrzehnte dauert im deutschsprachigen Raum der Trend an, dass der Familiensektor im Vergleich zum Nicht-Familiensektor kontinuierlich abnimmt. Schon allein deshalb ist wiederholt von tiefgreifenden Veränderungen, ja sogar von einer Krise der Familie die Rede. Denn immer weniger Menschen gründen eine Familie und leben in ihr, zugleich vermehren sich unaufhaltsam nichtfamiliale Lebensformen wie Paare ohne Kinder oder Singlehaushalte. Doch weniger Familien bedeuten zugleich weniger Kinder, was wiederum eine absehbare Überalterung der Gesellschaft bewirkt. Offenbar scheint Familie als Lebensform bei jüngeren Erwachsenen mehr denn je ihre ehemals biografische Selbstverständlichkeit verloren zu haben.

Zwar ist das nur die eine Seite, da andererseits der in diversen Wertestudien artikulierte Wunsch nach Familie weiterhin ungebrochen hoch ist. Der 15. Shell-Jugendstudie aus dem Jahr 2006 zufolge ist die Mehrheit (72%) jüngerer Frauen und Männer im Alter von 12 bis 25 Jahren nach wie vor fest davon überzeugt, dass man eine Familie braucht, um wirklich glücklich leben zu können. Und diese Überzeugung wird durchaus angesichts des Wissens um die Schwierigkeit, Ausbildung, Beruf und Karriere sowie Partnerschaft und Kindererziehung vereinbaren zu können, geäußert. Somit artikuliert sich im Wunsch nach Familie ganz offensichtlich auch eine tiefe Sehnsucht des Menschen.

Drittens ist es vermutlich gerade diese Diskrepanz zwischen Wunsch und Wirklichkeit, die wiederum die Politik und insbesondere Kirchen verstärkt die Bedeutung von Familie für die Zukunft einer Gesellschaft betonen lässt. Zahlreiche Politiker unterstreichen, gestützt auf entsprechende Szenarien der sozialwissenschaftlich dominierten Familienforschung, die soziale Be-

deutung der Familie. Erbringen doch Familien im Regelfall Leistungen, die in ihrem externen Effekt für die Gesamtgesellschaft unverzichtbar sind, da sie diese selbst nicht zu erbringen vermag. Als anerkannte zentrale familiäre Leistungen gelten vor allem die quantitative und qualitative Nachwuchssicherung, die Bildung und Wahrung familialen Zusammenhalts auf der Basis personaler Verbundenheit sowie die Stabilisierung der Solidarität zwischen den Generationen. Diese Leistungen hat der Fünfte Familienbericht aus Deutschland (1994) und im Anschluss daran auch der Vierte Familienbericht aus Österreich (1999) unter dem Begriff Humanvermögen zusammengefasst¹. Die Familie ist demnach der „bevorzugte Ort der Entstehung und Erhaltung von Humanvermögen [...], das die Überlebensfähigkeit und Kultur einer Gesellschaft sichert“². Auch kirchliche Amtsträger tätigen wiederholt derart gewichtige Aussagen. Stellvertretend für viele soll hier nur Papst Johannes Paul II. mit seinem bekannten Satz aus dem Schlussteil des Apostolischen Schreibens *Familiaris consortio* (1981) zitiert werden: „Die Zukunft der Menschheit geht über die Familie!“ (FC 86).

Dem allgemeinen Konsens über die Bedeutung der Familie für die Zukunft der Gesellschaft liegt aber die bedrängende Frage zugrunde: Was sichert die Zukunft der Familie?

1. Analysen zur Situation der Familie

Als zentrale Ressource zur Humanvermögensbildung scheint Familie in den letzten Jahrzehnten immer mehr zu einem knappen Gut zu werden. Familien nehmen anteilmäßig ab und werden zudem immer kleiner, instabiler und vielfältiger.

¹ *Fünfter Familienbericht: Familien und Familienpolitik im geeinten Deutschland. Zukunft des Humanvermögens*, Bundestags-Drucksache 12/7560, Bonn 1994; *Vierter Familienbericht: Familie - zwischen Anspruch und Alltag*, 2 Bde., Hg.v. BUNDESMINISTERIUM FÜR UMWELT, JUGEND UND FAMILIE, Wien 1999. Der Begriff Humanvermögen ist nicht mit jenem des Humankapitals, der vornehmlich die durch schulische Bildung und berufliche Erfahrung erlangten Kompetenzen umfasst, gleichzusetzen. Er impliziert darüber hinaus und grundlegend jene Daseinskompetenzen, welche die Lebensführung als Ganzes betreffen. Diese sind von zentraler Bedeutung für die Persönlichkeitsentfaltung und für eine Kultur des sozialen Zusammenlebens.

² *Fünfter Familienbericht Deutschland*, IV. (Fußnote 1)

Demografische Trends

Die signifikantesten demografischen Trends verweisen im deutschsprachigen Raum seit Mitte der 1960er Jahre auf folgende Entwicklungen:³

Erstens auf eine sinkende und biografisch verzögerte Heiratsneigung: Immer mehr Menschen bleiben zeitlebens unverheiratet, die Eheschließungszahlen haben sich beinahe halbiert. Falls Paare dennoch heiraten, dann vermehrt erst mit höherem Lebensalter. Das statistische Erstheiratsalter von Frauen liegt derzeit bei etwa 29, jenes von Männern bei etwa 31 Jahren und ist damit im genannten Zeitraum um fast fünf Jahre gestiegen.

Zweitens auf steigende Scheidungszahlen: Die Scheidungsrate hat sich seit den 1960er Jahren nahezu verdreifacht und die Scheidungswahrscheinlichkeit beträgt in größeren Städten mittlerweile deutlich mehr als 50%. Die mittlere Ehedauer bis zur Scheidung beträgt 9 Jahre, wobei die Zahl später Scheidungen nach einer Ehedauer von 25 und mehr Jahren sich sogar versechsfacht hat. Im Schnitt sind 1,1 Kinder von der Scheidung betroffen, wobei das „Scheidungsrisiko“ für Kinder und Jugendliche bis 19 Jahre bei etwa 20% liegt. Die Wiederverheiratungswahrscheinlichkeit Geschiedener geht ebenfalls zurück. Sie sinkt mit zunehmendem Alter und liegt bei Frauen signifikant niedriger. Bei mehr als einem Drittel aller Eheschließungen ist zumindest einer der Partner nicht mehr ledig.

Drittens auf sinkende Geburtenzahlen: Während in den frühen 1960er Jahren noch fast jede Frau Mutter wurde, bekommen seither immer weniger Frauen immer weniger Kinder und diese immer später. Jede Generation fällt nunmehr um etwa ein Drittel geringer aus als die vorhergehende. Genau das besagt die dem derzeitigen Geburtenniveau entsprechende Gesamtfertilitätsrate von etwa 1,4 (1965: 2,7), welche die zum Erhalt des Bevölkerungsstandes eines Landes notwendige Rate von 2,1 um ein Drittel unterschreitet. Ferner dürften zumindest 30% der Frauen zeitlebens kinderlos bleiben und das durchschnittliche Erstgebäralter von Frauen liegt momentan bei nahezu 30 Jahren.

In diesen agglomerierten, d.h. von Individuen losgelösten, statistisch verallgemeinerten Eckdaten verdeutlicht sich das, was in der Familiensoziologie als „Pluralisierung der Lebensformen“ beschrieben wird. Demnach weicht

³ Auf detailliertes Zahlenmaterial muss aus Platzgründen verzichtet werden. Vgl. hierzu als Überblick: G. BURKART, *Familiensoziologie*, Konstanz 2008; R. HETTLAGE, *Familienreport. Eine Lebensform im Umbruch*, München ²1998; J. HUININK / D. KONIETZKA, *Familiensoziologie. Eine Einführung*, Frankfurt a.M. 2007; R. NAVE-HERZ, *Ehe- und Familiensoziologie. Eine Einführung in Geschichte, theoretische Ansätze und empirische Befunde*, Weinheim 2004; R. PEUCKERT, *Familienformen im sozialen Wandel*, Opladen ⁶2005.

die einstige Dominanz der sogenannten Normalfamilie – verheiratete Eltern, die mit ihren leiblichen Kindern in einem gemeinsamen Haushalt leben – einer Vervielfältigung familialer (unverheiratete Paare mit Kindern, Alleinerzieherfamilien, Patchworkfamilien...) und nichtfamilialer (kinderlose Ehepaare, nichteheliche und gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften, Singles...) Lebensformen, wobei – wie bereits erwähnt – der familiale Sektor gegenüber dem nichtfamilialen Sektor beständig abnimmt.

Interpretationen aus familiensoziologischer Sicht

Dass statistische Daten für sich genommen nur wenig aussagen, ist unstrittig. Sie bedürfen daher notwendig der Interpretation. Wie aber sind die vorliegenden Daten angemessen zu interpretieren? Welche Faktoren sind hierbei mit welchem Gewicht zu berücksichtigen? Innerhalb der sozialwissenschaftlichen Familienforschung existiert im Versuch der Beantwortung dieser Fragen keineswegs ein Konsens.

Die jüngere Modernisierungsdynamik als zentraler Faktor

Grundsätzliche Einigkeit besteht lediglich darin, dass die familialen Erosionen der letzten Jahrzehnte zugunsten einer Pluralisierung von Lebensformen als Ausdruck gesamtgesellschaftlicher Veränderungen zu begreifen sind. Diese Veränderungen werden vor allem mit den Begriffen einer strukturellen, kulturellen und individuellen Pluralisierung präzisiert. Zwar charakterisieren diese Begriffe den gesamten (bis in das späte Mittelalter zurückreichenden) gesellschaftlichen Modernisierungsprozess. Weil jedoch das mit diesen Begriffen Gemeinte erst in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg allgegenwärtig und konsequent zur Durchsetzung gelangte, tituliert man die vergangenen Jahrzehnte oft auch als zweite, späte oder fortgeschrittene Moderne, immer wieder auch als Postmoderne. Bezeichnet wird damit eine radikale Modernisierung der Moderne, die selbst Elemente der vorangehenden modernen Tradition mehr und mehr ablegt und mit ihnen bricht. Was bedeutet das genauer im Blick auf die genannten drei Begriffe?

Strukturelle Pluralisierung besagt die Ausdifferenzierung der (ehemals weit hin homogenen) Gesellschaft in diverse soziale Teilbereiche, welche jeweils auf bestimmte gesellschaftliche Funktionen spezialisiert sind. Dabei bilden sie auch je spezifische Eigenlogiken aus. Soziale Teilsysteme tendieren daher dazu, sich in ihrer Eigenlogik relativ eigengesetzlich und damit auch rücksichtslos zueinander zu verhalten, wiewohl sie unaufhörlich aufeinander angewiesen bleiben. Modernisierungsrelevant haben sich vor allem die Teilsysteme Wirtschaft und Technik, Wissenschaft und Bildung, Politik und

Recht sowie Gesundheits- und Sozialwesen erwiesen. Demgegenüber werden soziale Teilsysteme wie Familie und Religion dem Privatbereich zugeordnet und den dominanten öffentlichen Teilsystemen nach- und untergeordnet.

Daraus entstehen spezifische Probleme für Familie. Waren in der vormodernen bäuerlichen Familienform die meisten Daseinsfunktionen noch unter einem Dach vereint, so ist man nun über den Beruf auf das Wirtschaftssystem oder über die Kinder auf das Bildungssystem verwiesen und zugleich deren Eigenlogiken ausgesetzt. Damit bricht beispielsweise das bis heute virulente und unzureichend gelöste Problem der Vereinbarkeit von Familie und Beruf auf. Verschärft hat es sich durch die nunmehr auch von Frauen weitgehend intendierte und realisierte Beteiligung am Arbeitsmarkt. Damit trägt die herkömmliche familiäre Aufgabenzuordnung gemäß der Formel »Männer haben Familie, Frauen leben sie« kaum noch. Stattdessen haben Männer und Frauen vermehrt auszuhandeln, wer in welchem Ausmaß einer Lohnerwerbsarbeit nachgeht und wer in welchem Umfang sich um den Haushalt und die Kinder sorgt. An den hier abverlangten Entscheidungen zerbrechen immer öfter Ehen und Familien, da die innerfamiliäre Arbeitsteilung weiterhin eine „stabile Dominanz traditioneller Muster“⁴ aufweist, Frauen aber immer weniger bereit sind, die daraus resultierende Mehrfachbelastung (Erwerbsarbeit, Haushalt und Kinder) als selbstverständlich zu akzeptieren oder einseitig die beruflichen Interessen zugunsten familiärer Notwendigkeiten zurückzustellen. Zugleich lässt die Antizipation dieser Vereinbarkeitsproblematik den Kinderwunsch mehrheitlich auf maximal zwei Kinder begrenzen, da man für mehr Kinder weder die finanziellen Ressourcen noch die Ansprüche an die Qualität der Erziehung gesichert sieht. Hinzu kommt die Erfahrung, dass die familiäre Eigenlogik stets unter Druck seitens der beruflichen oder auch schulischen Eigenlogik gerät und nicht selten davon bestimmt und ausgehöhlt wird.

Kulturelle Pluralisierung spricht die mit der strukturellen Differenzierung einhergehende Werte- und Normenvervielfältigung und damit verbundene Konfliktpotenziale an. Das ehemalige Monopol christlich geprägter Werte und Normen wird dadurch aufgebrochen und weicht einem Sinn- und Wertpluralismus, der fortan die kulturelle Selbstverständlichkeit moderner Gesellschaften bildet. Zwar konnte dieser Pluralismus in seiner Radikalität bis in die 1960er Jahre hinein noch vielfach verkannt bleiben, da insbesondere kirchliche Milieus noch eine starke soziale Kraft entfalteten. Mit dem seither rasant fortschreitenden Akzeptanz- und Relevanzverlust christlicher Auffas-

⁴ A. MISCHAU u.a., *Innerfamiliäre Arbeitsteilung. Frauen zwischen Wunsch und Wirklichkeit*, in: *Soziale Welt* 49 (1998) 333-354; hier: 334.

sungen existiert nun aber keine auf eine gemeinsame Lebensordnung zentrierte Gesellschaft mehr. Denn Kennzeichen der späten Moderne ist die „Verfassung radikaler Pluralität“ (Wolfgang Welsch), die nicht mehr auf einen einheitlichen Nenner zu bringende Vielfalt von Konzeptionen, Lebensentwürfen und ethischen Codes.

Die Folgen für das herkömmliche Verstehen von Ehe und Familie liegen auf der Hand. Einstmals inhaltlich relativ klar bestimmte Begriffe wie Liebe, Treue, Sexualität usw. unterliegen in enttraditionalisierter Form nunmehr weithin der individuellen und partnerschaftlichen Bestimmung. Was Liebe genauer besagt, ist heute in erster Linie von den Liebenden zu klären. Auch worin Mannsein und Frausein besteht oder wie Kinder zu erziehen sind, lässt sich kaum noch eindeutig beantworten. Bereits die Findung eines Partners, mit dem/der ein hinreichend tragfähiges Fundament gemeinsam geteilter Werte gebildet werden kann, erweist sich zunehmend als schwierig. Doch „je mehr sich in modernen Gesellschaften die Bedürfnisse der Partner differenzieren und individualisieren und je weniger überkommene – und oft durch Religion und Tradition abgestützte – Normen ihrem Verhalten eine Richtung weisen, läuft ihre Partnerschaft auch Gefahr, auseinander zu brechen. Das zeigt sich insgesamt an der Zunahme von Trennungen und Scheidungen oder nun auch: von sogenannten Abbruch- und Diskontinuitätsbiographien gerade bei den jüngeren Generationen der Bürgerinnen und Bürger – im Kontrast zu den »Kontinuitätsbiographien« älterer Generationen“⁵.

Kulturelle Pluralisierung impliziert ebenso, dass vom herkömmlichen Ehe- und Familienmodell abweichende Lebensformen kaum mehr unter Legitimationsdruck geraten. Ehe und Familie werden darum von der (ehemaligen) Selbstverständlichkeit immer mehr zur Option im Kontext individuell unterschiedlich gestaltbarer Lebensformen.

Individuelle Pluralisierung verweist darauf, dass Individuen sich immer weniger von ihrer Herkunftigkeit sozialer Kontexte wie Familie oder früher der Dorfgemeinschaft verstehen und definieren können, sondern gezwungen sind, ein eigenes Leben zu führen. Das eröffnet neue Freiheiten, aber auch neue Zwänge. Objektiv vorgegebene und somit weithin zugeschriebene Identität weicht in diesem Prozess zunehmend einer subjektiv erst zu erwerbenden und zu schreibenden Identität. Da Menschen heute in verschiedenen Sozialsystemen leben, sich darin bewähren und den je geforderten Aufgaben nachkommen müssen, vermag Identität nur noch im Wirkungsfeld heterogener Ansprüche, die es eigenständig zu bewältigen und auszubalancieren gilt,

⁵ H. STIERLIN, *Familien im Umbruch – Risiken und Chancen*, in: S. MAYER / D. SCHULTE (Hg.), *Die Zukunft der Familie*, München 2007, 168-180; hier: 174.

gefunden werden – wiewohl niemals endgültig, da in der späten Moderne Identitätsformung „nur als andauernde, stets unvollendete *Um-Formung* vorstellbar“⁶ ist. Vermehrt werden daher Biografien zu Bastelbiografien, zum ständigen Experiment mit sich selbst im Kontext unübersichtlich gewordener sozialer Anforderungen. Das erfordert ein hohes Maß an Flexibilität sowie kreativen Umgang mit Komplexität, wobei Dauerhaftigkeit unentwegt von Vergänglichkeit unterlaufen wird. Mehr denn je stellt das für Individuen eine höchst anspruchsvolle Herausforderung dar, mit der nicht wenige überfordert sind.

Auf ehelich-familialer Ebene bewirkt der Druck einer individuell auszubildenden Identität zugleich die Schwierigkeit der Findung einer gemeinsamen Beziehungsidentität oder Elternidentität. Die vormals klare Perspektive einer *definitiven* Lebensentscheidung zu Ehe und Familie transformiert sich immer mehr zur Perspektive einer Partnerschaft, der man sich nur so lange verpflichtet weiß, als die Beziehung als intakt und emotional befriedigend erfahren wird. „Denn der Anspruch, nur der Authentizität der Gefühle zu folgen, ist quasi-moralisch geworden“⁷. Insbesondere ist es die im Vergleich zu Männern erst später (und weiterhin hart umkämpfte) einsetzende Individualisierung von Frauen, welche die Brüchigkeit heutiger familärer Lebensformen forciert. Wenn Frauen heute wie Männer eine Lohnerwerbsbiographie intendieren und darin ebenso ihre Identität zu finden suchen, dann besagt das zugleich deren Herauslösung vom bislang primären Anspruch der Familienbiographie. Indem Frauen sich nicht mehr nur über Ehe und Familie definieren und definieren lassen, besteht für sie auch nicht mehr die unbedingte Notwendigkeit zu heiraten oder in einer unbefriedigt erlebten Ehe bleiben zu müssen – auch nicht der Kinder wegen. Frauen öffnen sich vermehrt der Perspektive, im Ernstfall lieber allein oder Alleinerzieherin zu sein als in einer schwierig gewordenen Ehe zu bleiben. „Im Enttäuschungsfall gaben früher die Frauen ihre Hoffnungen auf. Heute dagegen halten sie an den Hoffnungen fest – und geben die Ehe auf“⁸.

Die hier nur andeutungsweise skizzierten sozialen Modernisierungsprozesse, die in den letzten Jahrzehnten eine beschleunigte Dynamik erlangt haben, können gut verdeutlichen, wie sehr die jüngeren Umbrüche hinsicht-

⁶ Z. BAUMAN, *Leben in der flüchtigen Moderne*, Frankfurt a.M. 2007, 201.

⁷ G. SCHMIDT, *Spätmoderne Sexualverhältnisse. Neue Kostüme der Erotik und Körperlichkeit*, in: *Diskurs* 9 (1999) 10-17; hier: 12f.

⁸ E. BECK-GERNSHEIM, *Von der Liebe zur Beziehung? Veränderungen im Verhältnis von Mann und Frau in der individualisierten Gesellschaft*, in: U. BECK / E. BECK-GERNSHEIM, *Das ganz normale Chaos der Liebe*, Frankfurt a.M. 1990, 65-104; hier: 86.

lich Ehe und Familie in den Bedingungen der Moderne verwurzelt sind. Doch stellt das bereits eine hinreichende Erklärung dar?⁹

Interpretationstyp 1

Manche Soziologen interpretieren das jedenfalls in diesem Sinn. Wirkmächtig hat Ulrich Beck in den 1990er Jahren eine solche Interpretation vorgelegt. Er begreift die heutige Pluralisierung von Lebensformen als direkte Konsequenz gesamtgesellschaftlicher Veränderungen. Folglich tritt an die Stelle der Normalfamilie mehr denn je „die Vielfamilie“ (Ulrich Beck), welche aus Trennung, Scheidung und gegebenenfalls Wiederheirat mit meinen, deinen und unseren Kindern hervorgeht. Parallel dazu breiten sich neue partnerschaftliche Lebensformen aus, da sie – weil kinderlos – am besten den Mobilitätsanforderungen des Arbeitsmarktes entsprechen. Kurzum: Dieser Interpretation zufolge wird die Normalfamilie zwar nicht völlig verschwinden, sie wird aber mehr denn je „zum Grenzfall, und die Regel wird ein lebensphasenspezifisches Hin und Her zwischen verschiedenen Familien auf Zeit beziehungsweise nicht-familialen Formen des Zusammenlebens“¹⁰. Elisabeth Beck-Gernsheim spricht in diesem Zusammenhang von Konturen der „post-familialen Familie“¹¹, die künftig intime Lebensformen charakterisieren.

Werden also die bisherige Familie zum Grenzfall und die Vielfalt anderer Lebensformen zum Normalfall? Nicht wenige sehen darin eine überzogene und dramatisierende Interpretation der familiendemografischen Daten auf dem Hintergrund moderner Pluralisierungsprozesse. Die wichtigsten Einwände lauten: Es reicht nicht aus, Veränderungen auf der gesellschaftlichen Ebene bloß auf das Leben in Ehe und Familie hin auszuweiten und damit Ehe und Familie nur als ein soziales Konstrukt, gleichsam als Marionette sozialer Vorgaben, zu begreifen. Darüber hinaus gilt es ebenso die individuelle Ebene in den Blick zu nehmen und damit auch die in diversen Wertestudien immer wieder zum Ausdruck gelangende Sehnsucht von Menschen nach einem Leben in Ehe und Familie. Hinzu kommt, dass individuelles Handeln niemals nur als Reflex gesellschaftlicher Vorgaben, sondern immer auch als genuin eigenständiges (wiewohl niemals von sozialen Kontexten abgekoppeltes) Handeln zu begreifen ist, will man menschlicher Verantwortung gerecht

⁹ Vgl. zum Folgenden: G. MARSCHÜTZ, *Familie humanökologisch, Theologisch-ethische Perspektiven*, Münster u.a. 2000, 146-202.

¹⁰ U. BECK, *Freiheit oder Liebe. Vom Ohne-, Mit- und Gegeneinander der Geschlechter innerhalb und außerhalb der Familie*, in: U. BECK / E. BECK-GERNSHEIM, op. cit., 20-64; hier: 50.

¹¹ Vgl. E. BECK-GERNSHEIM, *Was kommt nach der Familie? Alte Leitbilder und neue Lebensformen*, München 2010.

werden. Was die von Ulrich Beck eingebrachte Interpretation vernachlässigt, ist die empirisch breit gesicherte „Erkenntnis, dass objektiv idente Strukturen und Lebensumstände subjektiv unterschiedlich wahrgenommen und bewertet werden können sowie die Einsicht, dass subjektive Zufriedenheit und Situationswahrnehmung das Handeln von Personen zum Teil nachhaltiger und unmittelbarer beeinflussen können, als die objektiven Lebensumstände“¹².

Will man menschlichem Handeln gerecht werden, ist es nicht allein in ihrer Abhängigkeit von sozialen Bedingungen, sondern auch in ihrer genuinen Eigenständigkeit zu verstehen. Das besagt zugleich, dass auch Ehe und Familie stets als genuin eigenständige Lebens- und Handlungsform in der ihr spezifischen Logik wahrzunehmen ist – einer Logik, „die der gesellschaftlichen Rolle der Familie und den damit verbundenen Schwierigkeiten begründend voraus liegt“¹³. Ehe und Familie sind primär eine personale Lebensform, die freilich soziale Dimensionen impliziert und sich auch nur im sozialen Kontext zu realisieren vermag, deshalb aber nicht eine nur soziale Lebensform sind. Sie fordern daher auch personale Verantwortung heraus. Darauf ist später noch zurück zu kommen.

Interpretationstyp 2

Ein zweiter Interpretationstyp, der von Franz-Xaver Kaufmann ebenfalls in den 1990er Jahren vorgelegt wurde, geht von einem multidimensionalen Theorieansatz aus. Dieser versucht von vornherein mehrere Faktoren in der Interpretation zu berücksichtigen und weist damit die relativ eindimensionale Interpretation von Ulrich Beck (und allen, die ihm in seiner Position folgen) als unzureichend zurück. Eine zentrale Rolle kommt hierbei den zahlreichen empirischen Studien zu, die belegen, dass das Leitbild der Normalfamilie aus individueller Perspektive kaum je als Grenzfall angesehen wird, sondern mehrheitlich „nach wie vor die Norm bildet, an der sich auch diejenigen orientieren, die – aus welchen Gründen auch immer – an der Realisierung dieses Leitbildes gehindert sind“ Zwar gesteht Kaufmann zu, dass die Verbindlichkeit dieses Leitbildes im Horizont des jüngeren Modernisierungsprozesses zurückgegangen ist, weshalb Abweichungen davon auch vermehrt geduldet werden. Deshalb sei aber die tatsächlich zu beobachtende Pluralisie-

¹² N. F. SCHNEIDER, *Familie und private Lebensführung in West- und Ostdeutschland. Eine vergleichende Analyse des Familienlebens 1970-1992*, Stuttgart 1994, 38.

¹³ G. HÖVER u.a., *Die Freiheit der Familie*, in: DERS. u.a. (Hg.), *Die Familie im neuen Europa. Ethische Herausforderungen und interdisziplinäre Perspektiven*, Berlin 2008, 61-122; hier: 63.

rung von Lebensformen nicht „als Signal einer neuen Familienauffassung zu werten“, sondern in erster Linie „als Symptom für die zunehmenden Schwierigkeiten, dem nach wie vor gültigen Familienleitbild zu entsprechen“¹⁴.

Dass die faktische Pluralisierung von Lebensformen nur marginal als Ausdruck neuer normativer Einstellungen und Orientierungen zu interpretieren ist, lässt sich empirisch auf breiter Basis zeigen. Ohne hier auf Details eingehen zu können, sagt beispielsweise die hohe Ehescheidungsrate nichts über einen grundlegenden Bedeutungsverlust der Ehe aus, denn nach wie vor stellt sie für nahezu 80% keine antiquierte Einrichtung dar. Auch (voreheliche) nichteheliche Lebensgemeinschaften verstehen sich nur selten als bewusste Alternative zur Ehe¹⁵. Noch deutlicher ausgeprägt ist die nahezu ungebrochene Wertschätzung der Familie als Lebensbereich¹⁶ – auch wenn sie abnehmend auf der Ehe basiert und oft nur wenige Kinder impliziert. Nach wie vor gibt es aber einen 12%igen Anteil von Familien, in denen drei oder mehr Kinder leben¹⁷. Ferner belegt die (insbesondere in Städten) zunehmende Anzahl der Ein-Personen-Haushalte nicht, dass Menschen vermehrt als Singles leben wollen. Echte Singles, welche freiwillig und dauerhaft das Alleinleben als Lebensform wählen, gibt es nur als Minderheit, da die meisten Singles unfreiwillig (etwa aufgrund von Verwitwung oder unerfülltem Partnerwunsch) oder temporär (etwa Studenten) in dieser Lebensform leben. Singlesein ist kaum je ein Leitbild, sondern zumeist ein Leidbild¹⁸. Schließlich kann aus der sinkenden Geburtenzahl nicht direkt eine ansteigende Kinderfeindlichkeit oder aus der Liberalisierung sexueller Praxis nicht ein weithin verbreitetes beziehungsloses Sexualverhalten gefolgert werden.

Wenn also der faktischen Pluralisierung von Lebensformen mehrheitlich keine radikalen normativen Veränderungen zugrunde liegen, sondern hierin in erster Linie symptomatisch die zunehmenden Schwierigkeiten zum Ausdruck gelangen, dem nach wie vor gültigen Familienleitbild zu entsprechen, dann ist der erste Interpretationstyp, welcher die Zukunft der Familie als unüberschaubare Mixtur von Familienformen mit diversen Zwischen-, Neben-, Vor- und Nachformen proklamiert, in dieser Form zurückzuweisen.

¹⁴ F.-X. KAUFMANN, *Zukunft der Familie im vereinten Deutschland. Gesellschaftliche und politische Bedingungen*, München 1995, 151f.

¹⁵ Vgl. M. RUPP, *Die nichteheliche Lebensgemeinschaft als Bindungsphase. Paarkonstellationen und Bindungsprozesse*, Hamburg 1999.

¹⁶ Vgl. R. NAVE-HERZ, *Family Change and Intergenerational Relations in different Cultures*, Würzburg 2002, 250.

¹⁷ Vgl. B. EGGEN / M. RUPP (Hg.), *Kinderreiche Familien*, Wiesbaden 2006.

¹⁸ Vgl. S. HRADIL, *Vom Leitbild zum „Leidbild“: Singles als Symbole der Moderne*, in: S. MAYER / D. SCHULTE (Hg.), *Die Zukunft der Familie*, München 2007, 137-147.

Vielmehr hat es primär darum zu gehen, diese Schwierigkeiten weitestgehend abzubauen. Diese gründen Kaufmann zufolge vor allem in den gesellschaftlich ausdifferenzierten Systemen – allen voran des Wirtschaftssystems, welches tendenziell alle anderen öffentlichen Systeme überlagert –, da diese permanent eine „strukturelle Rücksichtslosigkeit“ (Franz-Xaver Kaufmann) gegenüber Familien entfalten, indem sie im Rahmen ihrer Eigenlogik die familiäre Eigenlogik unter Druck bringen und ausdünnen. Die sozialen Strukturen erweisen sich insofern oft kinder- und elternfeindlich, als sie sich gegenüber dem Umstand, ob Menschen Elternverantwortung übernehmen oder nicht, indifferent verhalten und damit de facto Kinderlosigkeit privilegieren. Die daraus resultierenden Schwierigkeiten verdeutlichen sich unter anderem in einer abnehmenden kulturellen Stützung und sozialen Anerkennung von Familie, in vielfältigen Benachteiligungen von Eltern gegenüber Kinderlosen und in unzureichenden Perspektiven einer an der Partnerschaftsnorm realisierbaren Elternverantwortung.

2. Perspektiven zur Zukunft der Familie

Aus soziologischer Sicht hängt die Zukunft der Familie somit nicht allein von individualmoralischen Motiven und privat verfügbaren Ressourcen ab, sondern weithin von familienadäquaten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, welche die Gesellschaft als solche freilich nicht schon bereithält, weshalb diese politisch erst zu gestalten sind. Demnach ist die Eigenlogik sozialer Teilsysteme in ihren rücksichtslosen familialen Auswirkungen durch entsprechende Gegenmaßnahmen weitestgehend zu minimieren.

Gestaltung familienadäquater Rahmenbedingungen

Vonnöten ist daher eine umfassende Familienpolitik, die dauerhaft jene Voraussetzungen bereitstellt, welche die mit der Entscheidung zur Familiengründung und die mit dem Familienleben verbundenen Folgen risikoärmer und zugleich attraktiver werden lässt. Insbesondere müssen solche Rahmenbedingungen eine *Neubewertung* und *Neuverteilung* familialer Betreuungstätigkeit ermöglichen und ebenso sicherstellen, dass Familien im Vergleich zu jenen, die keine Verantwortung für Kinder tragen, nicht strukturell benachteiligt werden.

Eine *Neubewertung* familialer Betreuungstätigkeit setzt voraus, dass Familienentätigkeit nicht nur als Privatsache abgetan, sondern als produktive Sozialleistung anerkannt wird, die das Humanvermögen einer Gesellschaft zentral begründet. Das ist freilich in der Regel nicht der Fall. Doch ein zentraler Grund für die „gegenwärtige familienfeindliche Gesellschaftsstruktur ist die

rechtliche Herabstufung der Familientätigkeit zu einer wirtschaftlich unerheblichen Leistung“¹⁹. Die Arbeit, die Eltern und faktisch nach wie vor insbesondere Frauen in der Erziehung ihrer Kinder erbringen, wird oft als selbstverständlich vorausgesetzt und in ihrem ökonomischen Wert kaum anerkannt. Sollten ebendiese Frauen als Lehrerinnen an einer Schule sich um die Förderung von Kindern mühen, dann würde dem sehr wohl ein wirtschaftlicher Wert zuerkannt werden. Folglich ist es wichtig, dass Kinder nicht nur als ein privates Gut der Eltern, sondern ebenso als ein öffentliches Gut gesehen werden. Die Zukunft jeder Gesellschaft basiert ja nicht allein auf einer funktionierenden Wirtschaft, der Produktion von Gütern, sondern ebenso auf leistungsfähigen Familien, etwa hinsichtlich der quantitativen und qualitativen Reproduktion von menschlichem Leben. Nur auf der Basis familial erbrachter Leistungen (deren Bedeutung oft erst sichtbar wird, wo sie nicht mehr oder unzureichend erbracht werden) und – darauf aufbauend – schulischer Ausbildung wird auch eine effiziente Wirtschaft möglich. Diese bedarf der familialen Humanvermögensbildung.

Zur Sicherung familialer Leistungsfähigkeit bedarf es daher einer Vereinbarkeit von Familien- und Erwerbsarbeit, die nicht – wie das häufig üblich ist – auf ein familiales Burnout-Syndrom oder eine alsbaldige Abgabe von Kindern in Betreuungseinrichtungen hinausläuft, weil die Familientätigkeit der Berufstätigkeit ständig nach- und untergeordnet werden muss. Vonnöten ist vielmehr eine Vereinbarkeit, welche die Bedürfnisse und Erfordernisse des Lebens in Familie gleichrangig und gleichwertig berücksichtigt. Nur so vermag man auch dem Kriterium des Kindeswohls hinreichend gerecht zu werden. Hierbei gilt es auch auf die von Eltern geäußerten Bedürfnisse einzugehen, die einer jüngeren Studie zufolge weitaus weniger eine tägliche und ganztägige externe frühkindliche Betreuung wünschen als das auf familienpolitischer Ebene oft thematisiert und medial vermittelt wird. Stattdessen erwarten sich fast zwei Drittel der jungen Mütter und Väter zur Behebung des konfliktreichen Spannungsfeldes der Vereinbarkeit von Familie und Beruf mehr kindgerechte Flexibilität seitens des Arbeitsmarktes. Insbesondere viele Väter wünschen sich die (oft nicht zur Verfügung stehende) Möglichkeit einer *qualifizierten* Teilzeitarbeit, um die Entwicklung ihrer Kinder aktiv begleiten zu können. Mehrheitlich wollen also Eltern die frühe Erziehung ihrer Kinder eigenständig und in egalitärer Weise wahrnehmen, strukturelle Zwänge lassen dieses Bedürfnis aber oft nicht zur Entfaltung gelangen²⁰.

¹⁹ P. KIRCHHOF, *Kommt die Familie zu ihrem Recht? – Familienrecht in der aktuellen Diskussion*, in: SUSANNE MAYER / DIETMAR SCHULTE (Hg.), op. cit., 117-125; hier: 120.

²⁰ Vgl. M. MÜLLER-BURHOP: *Elternwünsche. Eine empirische Studie über Wünsche und Vorstellungen junger Eltern und daraus folgender Konsequenzen für Politik und Gesellschaft*,

Eine Neubewertung familialer Betreuungstätigkeit hängt außerdem von deren *Neuverteilung* ab. Erst in dem Maß als Familienarbeit nicht als eine primär von Frauen zu erbringende Leistung angesehen wird und folglich Männer diese genauso als ihre Verpflichtung ansehen und auch wahrnehmen, wird sich in der Öffentlichkeit nicht nur eine rhetorische, sondern substantielle Anerkennung und Wertschätzung von Familie durchsetzen können. Die Vereinbarkeit von Familien- und Erwerbstätigkeit ist jedenfalls als ein Problem für *beide* Geschlechter zu verhandeln. „Jede Lösung muss von den Bedürfnissen des Kindes ausgehen und dann für Mütter und Väter Bedingungen schaffen, die es sozial und finanziell verlockend machen, ausreichend Lebenszeit in die familiäre Lebenswelt zu investieren“²¹. Da das Familienbild junger Menschen heute mehrheitlich „eingeschränkt traditionell“ (Johannes Huinink) ist, d.h. Familien- und Berufsorientierung – vor allem aus der Sicht von Frauen, vermehrt aber auch bei Männern – gleichermaßen ausgeprägt sind, spricht vieles dafür, dass sich die Zukunft der Familie daran entscheiden wird, inwieweit es gelingt, „dauerhafte Partnerschaftsbeziehungen auf der Basis nicht nur ideeller, sondern auch praktischer Gleichberechtigung [...] zu stabilisieren“²² und die Folgen der Übernahme von *Elternverantwortung* durch entsprechende arbeitsmarkt- und sozialpolitische Maßnahmen attraktiver zu gestalten.

Ein wichtiger Faktor, warum Familien immer kinderärmer werden, ist nicht nur in der schwierigen Vereinbarkeitsproblematik von Familie und Beruf zu sehen, sondern auch darin, dass Familien gegenüber Kinderlosen wirtschaftlich benachteiligt sind²³. Die umfangreichen öffentlichen Familientransferleistungen kompensieren diese Benachteiligung nur unzureichend, insofern der Anteil dieser Leistungen an den durchschnittlichen Versorgungs- und Betreuungsaufwendungen für Kinder bei Ehepaaren mit bis zu zwei Kindern „maximal 25% erreicht“²⁴. Zumindest 75% des Kostenaufwandes

Würzburg 2008.

²¹ P. M. ZULEHNER, *Ein Kind in ihrer Mitte. Wir brauchen Familien, geprägt von Stabilität und Liebe*, Wien 1999, 53.

²² F.-X. KAUFMANN, op. cit., 158.

²³ Die wirtschaftliche Benachteiligung umfasst nicht nur die direkten Kosten, die für Kinder aufgewendet werden, sondern auch die sogenannten Opportunitätskosten des Kinderhabens. Hierzu gehören unter anderem die eingeschränkte berufliche Disponibilität, die Karrierechancen und damit auch finanzielle Aufstiegschancen mindert; die sozialversicherungsrechtlichen Folgewirkungen entgangener Erwerbseinkommen aufgrund von Kindererziehungszeiten; der höhere Kostenaufwand für Wohnung, Auto, Urlaub usw.

²⁴ Nach Berechnungen von H. LAMPERT, in: *Fünfter Familienbericht Deutschland* (Fußnote 1), 291.

für Kinder tragen somit die Eltern. Mit steigender Kinderzahl sinken daher das mittlere Netto-Pro-Kopf-Einkommen und damit die wirtschaftliche Basis von Familien beachtlich. Es liegt bei Familien mit einem Kind um 20-25%, bei Familien mit zwei Kindern um 35-40% und bei Familien mit drei und mehr Kindern um 50% und mehr unter dem mittleren Netto-Pro-Kopf-Einkommen Kinderloser. Mit der Kinderanzahl erhöht sich zugleich das Risiko der Armutsgefährdung. Mehr als 20% der Familien mit drei und mehr Kindern gelten als armutsgefährdet. Besonders schnell schlittern auch Alleinerzieherfamilien in die Armut. Die Politik ist demnach dringlich aufgerufen, die ökonomischen Bedingungen von Familien zu verbessern, damit die Entscheidung zur Familiengründung zumindest in finanzieller Hinsicht keine motivationale Erschwernis darstellt oder den Trend zu wenigen Kindern begünstigt.

Gestaltung binnenfamilialer Rahmenbedingungen

Auch wenn äußere familienadäquate Rahmenbedingungen in Form familienpolitischer Maßnahmen, die freilich weit mehr umfassen als hier anzusprechen möglich gewesen ist, unabdingbar notwendig sind, so ist für das Gelingen von Familie ebenso die Entfaltung innerer Rahmenbedingungen, für welche die einzelnen Familienmitglieder verantwortlich sind, unerlässlich. Die Freiheit der Familie beginnt dort und steigt zugleich in dem Maß, in dem sie gemäß der spezifischen Logik ihrer eigenen Lebensform lebt. Und das hängt nicht nur von äußeren Rahmenbedingungen ab, sondern mindestens genauso, ja wahrscheinlich sogar noch mehr von der Art und Weise wie Familie als personales System in ihren binnenfamilialen Wechselbeziehungen gestaltet wird. Denn Familie ist niemals bloß ein von äußeren Umständen gestaltetes, sondern gleichzeitig ein von innen her zu gestaltendes System.

Die zu kultivierende spezifisch familiäre Eigenlogik gründet in den Entstehungsbedingungen der Ehe, also in der Liebe, die am Beginn der Partnerschaft Mann und Frau zueinander geführt hat und die man einander in der Eheschließung unwiderruflich zugesagt hat. Die Logik der Liebe ist demnach nicht nur als Gefühl füreinander, sondern als entschiedene Haltung dem jeweiligen Partner gegenüber zu verstehen. Liebe ist – Erich Fromm zufolge – letztendlich eine Kunst, die es beständig ein- und auszuüben gilt, damit sie zur Haltung wird. Erst so vermag sie Entschiedenheit für den Partner zu sein, die zwar durch Gefühle vorentschieden wird (etwa durch das Gefühl, füreinander bestimmt zu sein), allein über Gefühle aber nicht schon gegeben ist. Liebe ist daher nicht nur das Ergebnis intensiver und freudiger Gefühle. Sie ist vor allem auch „eine Entscheidung, ein Urteil, ein Versprechen. Wäre die Liebe nur ein Gefühl, gäbe es keine Basis für das Versprechen, einander für immer zu lieben. Ein Gefühl kommt und verschwindet dann vielleicht wieder.

Wie kann ich beurteilen, ob es für immer bleiben wird, wenn mein Akt nicht zugleich Urteil und Entscheidung ist?“²⁵

Die Logik der Liebe verdeutlicht sich folglich in der Treue, die im Kern nicht ein äußerlich starres Festhalten an der Ehe meint, sondern ihre Sinnbestimmung als Treue zur Liebe findet. Treue als liebevolle Praxis intendiert ein kontinuierliches Reifen in der partnerschaftlichen Vertrautheit und zugleich auch, dieses Vertrautsein nicht enttäuschen zu wollen. Hieraus entsteht das Bewusstsein, als Mensch komplett angenommen zu sein, in allen Schwächen und Stärken. Die Logik der Liebe öffnet sich daher auch Kindern, die als Krönung der Liebe die partnerschaftliche Liebe erweitern und vertiefen können. Das erfordert, nicht nur irgendwann Zeit für Kinder zu haben, sondern Zeit mit ihnen zu verbringen. Familie ist miteinander geteilte Zeit. Nur in der Anerkennung der Logik der Liebe wird diese zur Praxis. Nur so wird der Aufbau und die Pflege einer Familienkultur sowie ein tragfähiges Familienethos ermöglicht, das auch in schwierigen Situationen die Achtung voreinander, das Wohlwollen füreinander, die Freude aneinander, kurzum die Liebe zueinander nicht verlieren lässt.

In dem Maß die Logik der Liebe täglich neu gestaltet wird, eröffnet sich eine Dimension der Mitmenschlichkeit, die anders nicht gegeben werden kann. Als umfassende Liebes- und Lebensgemeinschaft stellt die Ehe somit „selbst eine sittliche Institution dar, in der die humane Vernunft den Ausdruck eines Ethos der Menschwürde auf dem Gebiet der Geschlechtlichkeit erkennt“²⁶. Ehe und Familie sind daher nicht nur als soziale Institutionen, sondern zugleich als moralisch-personale Lebensformen zu begreifen. Denn das „zuinnerst Strukturierende der Ehe, das was sie von sich aus überhaupt erst möglich und lebbar macht, was sie also letztlich trägt“, ist „ihre *moralische* Bindungskraft“, die in letzter Konsequenz „aus der Zuständigkeit der Gesellschaft entlassen“²⁷ ist – und um der Freiheit und Würde des Menschen und der Familie willen entlassen bleiben muss. Dieser moralische Bindungswille ist deshalb auch nicht delegierbar oder entschuldbar. Er kann durch entsprechende soziale Rahmenbedingungen zwar entscheidend gestützt und entlastet, nicht jedoch ersetzt werden.

Familie verdankt sich gebundener Freiheit, der freien Bejahung von Mann und Frau, dem freiwilligen Versprechen für eine gemeinsame und durch Kinder erweiterte Lebensbiografie. Verantwortung ist die Einlösung des morali-

²⁵ E. FROMM, *Die Kunst des Liebens*, Frankfurt a.M. 1977, 81f.

²⁶ E. SCHOCKENHOFF, *Naturrecht und Menschenwürde. Universale Ethik in einer geschichtlichen Welt*, Mainz 1996, 229.

²⁷ W. KORFF, *Ehe*, in: *Ders., Wie kann der Mensch glücken? Perspektiven der Ethik*, München 1985, 150-171; hier: 156.

schen Sinnes dieser Freiheit und zugleich die unerlässliche Grundlage der Entwicklung einer familialen Identität. Sie erschöpft sich nicht im Ableisten von Einzelverpflichtungen, sondern fordert in kreativer Weise einen moralischen Elan heraus, der im Dienst familialer Daseinsmöglichkeiten steht und darin zugleich Sorge trägt für die Kultivierung eines gemeinsamen Lebens, das gemeinsam leben lässt.

Da Familie sowohl ihrem Leitbild nach und in der Regel auch in der konkreten Praxis eine Lebensform des Füreinander-Daseins ist, wird sie wohl immer wieder von Menschen als Lebensform angestrebt werden. Die Sehnsucht nach wechselseitiger Liebe zwischen Mann und Frau, die ihren Ausdruck in Kindern findet, wird nicht aussterben. Menschen wollen in Familie leben. Sie wollen aber Familie auch leben können. Hierzu bedarf es ihrer Anerkennung in der ihr eigenen Logik. Sowohl die Politik als auch die in Familie lebenden Personen, aber auch die Kirchen sind diesbezüglich in ihrer Gestaltungskraft herausgefordert.

Angaben zum Autor:

Gerhard Marschütz lehrt seit vielen Jahren Moraltheologie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Wien und an der Kirchlich Pädagogischen Hochschule Wien/Krems.